

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 265 — Bydgoszcz / Bromberg, 20. November — 1938



Ein altes deutsches Lied

zum Totensonntag.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
ist der Menschen Leben.
Wie ein Nebel bald entstehet
und auch wieder bald vergehet,
so ist unser Leben, sehet.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
sind der Menschen Tage.
Wie ein Strom beginnt zu rinnen
und mit Laufen nicht hält innen,
so fährt unsre Zeit von hinnen.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
ist der Menschen Freude.
Wie sich wechseln Stund und Zeiten,
Licht und Dunkel, Fried und Streiten,
so sind unsre Fröhlichkeiten.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
ist der Menschen Schöne.
Wie ein Blümlein bald vergehet,
wenn ein rauhes Lüftlein wehet,
so ist unsre Schöne, sehet.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
sind der Menschen Schätze,
Es kann Glut und Flut entstehen,
dadurch, eh wir uns versehen,
alles muß zu Trümmern gehen.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
sind der Menschen Sachen,
Alles, alles, was wir sehen,
das muß fallen und vergehen.
Wer Gott fürcht, wird ewig stehen.

Michael Franck 1609—1667.

Totenfest und Friedhofspoesie.

Von R. Thassilo Graf von Schlieben.

„Durch ein Meer von Leid sind unsere Seelen gegangen.
Schwere Tropfen blieben an ihren Flügeln hangen.“

Jedes Land hat seine eigene Art, seine Toten zu betrauern und ihr Andenken zu ehren. In Deutschland liebte man in den letzten Jahrhunderten besonders blumengeschmückte Grabhügel und eine Friedhofspoesie, die sich nicht nur in der schönen parkartigen Anlage ausspricht, sondern auch in den Sprüchen, die wir auf Kreuzen, Grabsteinen und Monumenten finden. Zur Zeit Friedrichs des Großen war man infolge der allgemeinen Vorliebe für französische Literatur geneigt, französische Sprüche oder Verse für die Inschriften zu wählen. Die Empire-Zeit brachte den klassischen, richtiger gesagt, den klassizistischen Stil. Die blaue Blume der Romantik blühte auch in den letzten Grüßen, die man damals den geliebten Toten widmete. Und die Biedermeier-Zeit hatte erst recht ihren eigenen Typ. In der heutigen Zeit des ewigen Hastens und Jagens entfernt man sich bereits wieder etwas von dieser Friedhofspoesie. Trotzdem lohnt es sich auch heute noch, ältere Friedhöfe aufzusuchen. Die Sprüche auf ihren Grabsteinen erzählen von Menschenschicksalen. Und diese poetischen Nachrufe entstammen immerhin den Herzen unserer Großväter und Urgroßväter.

Da liest man z. B. auf einem schwarzen Kreuz, das unter einem wildwuchernden Heckenrosenstrauch fast verborgen ist, die rührenden Worte als Nachruf für ein blutjunges Mädchen. „Elle a vécu, en Rose — Hélas! — L'heure d'un matin.“ „Sie hat gelebt, wie Rosen leben. Ach! — Eine Morgenstunde nur.) Daneben liegt das ungepflegte Grab einsamer Eltern mit der Inschrift: „Über unsere Gräber schwinget die Vergessenheit den Stab.“ Ein schönes, ergreifendes Relief in antiker Form an der Mauer eines Erbbegräbnisses zeigt den Tod, der eine schöne, junge Frau an der Hand mit sich führt, während Mann und Kinder verzweifelt die Arme nach ihr ausstrecken, um sie zurückzuhalten. Aber auf ihrem Antlitz liegt bereits die Ruhe des Todes. Unwillkürlich muß man bei ihrem Anblick an die Verheißung für die Toten denken: „Keine Qual rühret sie an.“ Die Inschrift unter dem Relief lautet: „Ach, die Gattin ist's, die Teure, ach, es ist die treue Mutter, die der finst're Fürst der Schatten heimführt in sein dunkles Reich.“ Dort ein Kindergrab! Ein voller weißer Rosenkranz ist über den Grabstein gebreitet. In Goldbuchstaben auf dem Marmor nur die Worte: „Unser Glück.“ Kein Name, keine Jahreszahl! Und doch wird sich der Beschauer der Trost- und Hoffnungslosigkeit der Eltern klar bewußt. Nun das Grab eines jungen Mädchens. Ans Kreuz gelehnt der Todesengel mit einer Rose in der Hand. Auf dem Kreuz die Worte: „Sie war eine schöne Blume in dem Garten Gottes. Aber sie verblühte zu früh im 20. Jahre ihres Lebens.“ Tragisch lautet ein anderer Rosenspruch, der auch einer Namenlosen gilt: „Rosen blühn nicht allemal. Manche wird vom Sturm gebrochen, manche wird vom Wurm gestochen, manche welkt ein Sonnenstrahl.“ Welch' grausames Erlebnis mag diese junge Menschenknospe vor dem Erblühen ins Grab gesenkt haben?

Viele geheimnisvolle tragische Schicksale sind unter lichtgrünem Rasen, dunklem Efeu und schimmerndem Marmor mit goldenem Zierrat begraben. Da gibt es eine große Steinplatte, die statt des Hügels das ganze Grab umschließt. Die seltsame Inschrift lautet: „Dieses Grab darf nie geöffnet werden.“ Aber — o Wunder! Es wurde doch geöffnet: Nicht durch Menschenhand. Ein zarter Keim muß unter der Steinplatte in der Erde verborgen gewesen sein. Er ist zum Leben erwacht, hat sich unter der schweren Platte zum Licht hervorgedrängt und ist ein stattlicher Baum geworden. Seine immer stärker werdenden Wurzeln haben die Steinplatte gesprengt, ihrer gebieterischen Inschrift zum Trotz. Freilich, das tiefe Geheimnis, welches diese Grabplatte umwittert, ist doch nicht ans Tageslicht gekommen.

Aber es gibt auch andere schöne, tröstliche Sprüche in der Friedhofspoesie: „Hier ruht die Hülle, das Bild lebt im Herzen, der Geist schwebt im Licht.“ Und auf dunklem Granit ein anderer Spruch: „Was vom Himmel stammt, was unsere Seele erstrebt, ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.“

Auf dem Grab Fichtes, des berühmten Verfassers der „Reden an die Deutsche Nation“, erhebt sich ein schöner Obelisk mit der Inschrift: „Die Lehrer aber leuchten wie des Himmels Glanz; und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Neben ihm ruht seine Gattin, die als treue Pflegerin während der Freiheitskriege tätig, aus diesem schweren Amt jene tödliche Krankheit heimbrachte, der Fichte bekanntlich zum Opfer fiel. Bei dem Andenken an den großen Apostel des deutschen Geistes steigen auch die Erinnerungen an die Kämpfe der Freiheitskriege unwillkürlich in der Seele des Vorüberschreitenden auf: „Dulce et decorum est pro patria mori.“ („Süß ist es und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben!“) Und auf einer schönen Urne die Verse Körners, der ja selbst im Freiheitskampf fürs Vaterland gefallen ist: „Kehrst Du nun heim mein Volk in Deinem Glücke, in Deines Sieges goldenem Ruhmesglanz, vergiß die teuren Toten nicht, und schmücke auch ihre Urne mit dem Lorbeerkranz.“

Es würde zu weit führen, hier noch mehr von all den schönen, stimmungsvollen Abschiedsworten zu sprechen, die der Wanderer auf jedem älteren Friedhof finden wird, wenn er Interesse dafür hat. Die wenigen Beispiele sollten nur dazu anregen, an so viel Tragischem und doch so rührend Schönem nicht achtlos vorüberzugehen und die letzte Ruhestätte der uns Vorangegangenen mit Ehrfurcht zu betrachten. „Tritt leise über meines Grabes Flur. Ich schlafe nur“, mahnt ein Grabstein unter Trauerweiden. Und tief rührt an die Seele jedes Trauernden jener efeuumsponnene Grabhügel, dessen verwittertes Kreuz nur ein Wort, eine Frage trägt, die bitterschwere Frage: „Warum?“ Wir wissen es nicht. Warum? Niemand kann auf diese Frage Antwort geben. Denn wir sehen in unserem ganzen irdischen Dasein „nur wie in einem Spiegel in einem dunklen Wort.“ Warum? Es ist die Frage — der Aufschrei — eines blutenden Herzens, das noch keinen seelischen Frieden gefunden hat.

Wie trostreich klingen dagegen die schönen Worte, die dem berühmten Dichter Fritz Reuter von seinem geliebten „Lowising“ auf den Grabstein gesetzt wurden: „Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein. Die Spanne dazwischen, o Herr, sie war mein. Und irrt' ich im Dunkel und fand mich nicht aus, bei Dir Herr ist Klarheit, o nimm mich nach Haus!“

Das letzte Geleite.

Von Emanuela Mattl-Löwenkreuz.

Die Brille, mit einem Endchen Spagat geflickt, rutscht, als sie den Kopf hebt „Gehst jetzt, Großvater?“

„Wohl, ich geh'.“

Eilig wackelt das alte Weiblein hinter ihm her. Er steht noch am Gartenzaun. Den Hut keck verschoben, die Zipfel seiner Krawatte flattern im Frühlingswind. „Wie eine Braut kommst mir nach, Großmutter . . .“

Ihr dunkles Auge, wie verstaubter Samt, hinter dem Glas, blinzelt. „Wie ein Bräutigam legst den Arm um meinen Kittelrock.“

„Das muß wahr sein: Eine Brave warst. Was taugt, das bleibt.“

„Glücklich waren wir beide halt.“

„Grad ein bissel Geld hätt' noch g'fehlt!“

„Du mit deinem Geld! Nichts, was schön und wahr ist auf der Welt, kannst kaufen — Gott gibt's.“

Dasselbe Lächeln läßt die Runzeln ihrer Gesichter tanzen. Ihre großen, weißen Köpfe nähern sich. Sie lächelt: „Jetzt gibt er mir gar einen Kuß, der alte Mann!“

„Wie's d' ein Bräuterl warst, weißt, damals hast nicht so gekrieschen —“

Er stapft weiter, um nach dem Feld zu sehen, das Sohn und Enkel bebauen. Sie schlüpft ins Haus. Die Frau des

Enkels hält die Fenster sperrangelweit offen. Ist eine Neumodische. „Immer der Zug . . .“ greint Großmutter und sagt nichts weiter. Die Jungen mußt halt zufrieden lassen. Damit sie aufs Glück horchen, wie es einmal uns geläutet hat. Ist mild genug in der lustigen Stube. Draußen glitzert die Sonne. Die erste Wärme lastet schwer. Unter der Erde soll es auch warm werden. Das Gras kommt — Blumen — immer wieder ein Anfang, und sie kann es nie erwarten, bis alles wird. Es ist, als dehnte sich die eingesunkene, kindschmale Brust und alles müßte es aus ihr mitherauswachsen. Es macht so müde, und die Beine rutschen einem förmlich davon. Wie Reihen von Lanzenspitzen bricht es aus der Ackererde — im Garten werden die Lilien stehen wie geschleierte Kommunionkinder — wohl ist es noch eine Weile bis dahin — sie träumt sich's nur so zusammen, und dabei ist ihr gar, als läuteten Kirchenglocken . . . Wieso denn? Sie späht die sonnige Straße hinauf und hinab. Der Atem stockt. Ein Herzwurm bohrt. Wie Angst überfällt es sie, und sie faltet die Hände. Sinnieren am hellen Tag, anstatt zu arbeiten! Sie wuselt von einem Winkel zum anderen. Mit der Enkelin pflückt sie ein Wort; es rutscht halt heraus, schlimm gemeint ist's nicht, nun schaukelt sie friedlich die Holzwiege, sumst und lächelt dazu. Die anderen strecken die Köpfe zusammen. Ihre braunen Gesichter haben eine erschreckende Art des Erblassens. Sie schaffen Großmutter in ihre Kammer.

„Ist was?“

„Nein, nichts, geh' schon, Großmutter!“

Das größere Mädchen kommt ihr nach. Großmutter neigt den Scheitel mit dem Samtband gegen den semmelblonden, in ihrer Schürze versteckt. „Was hast denn?“

“Därf' nicht sagen.“

Großmutter schiebt das Kind von sich und geht zur Tür. Abgesperrt! Sie preßt das Ohr gegen das Holz. Ein Gemurmel nebenan. Sie bringen etwas. Sie schleppen eine Last. Lindweich fühlt sie das Kinderhaar an ihren Händen.

„Großmutter, mußt nicht horchen. Ich sag's eh schon — den Großvater bringen s'!“

„Den Großvater — bringen?“

Kein Wort versteht sie. Kann man nicht durch das Fenster steigen, wenn die Tür verrammelt ist? Der Weg führt an der Hauswand und zwei Fenstern vorbei, die jetzt geschlossen und verhängt sind. Leise tritt sie ein. Es ist, als verbeuge sie sich mädchenhaft schüchtern vor den Nachbarn, die gekommen sind. Dann ist sie zwischen Ellbogen und Ellbogen durchgeschlüpft. Etwas Fremdes ist in der Stube. Eine Bahre, wie die Feuerwehr sie benutzt. Großvater ist auch bei der Feuerwehr! Aber nun liegt er still, ohne sich zu regen. Die Augen geschlossen, um die Mundwinkel wie eine letzte Spur des spitzbübischen Lächelns von vorhin.

„Großmutter!“ Jeder will sie verdrängen. Den Tod kann so eine alte Frau von dem Schrecken haben. Aber ist sie denn erschrocken? Es ist, als hätte sie's schon in ihrem Herzen gewußt. Sie ist ihm doch heute auch bis zum Lattenzaun nach. Abschied hat sie genommen, wie vor einer Reise. Sacht kniet sie nieder. Sie streichelt seine Hände, jeden Finger davon. Ihr Weinen ist wie ein sehr hoher Sington. Sechzig Jahre sind sie zusammen, und jetzt tut er einen großen Schritt voraus. Aber kann es zwischen ihnen beiden viel anders werden?

Die jungen Frauen weinen in rote und blaue Sacktücher. Die Männer würgt es. Großvater, auf den hat jeder gehalten! Darum wollen sie auch doppelt auf Großmutter schauen. Gut soll sie's haben — merkwürdig, wie gefaßt sie ist! Aber sie war von jeher eine Besondere und Heimliche gewesen . . . Die Stube ist weit und licht geworden von vielen Kerzen. Das ganze Haus knistert und knarrt von fremden Schritten. Großmutter möchte die Nacht durchwachen. Nein, sie soll schlafen. Sie soll auch essen. Grau beugt sie sich über den Tisch und preßt die Lippen eng zusammen. Immer hat sie ihren eigenen Kopf gehabt, aber seit heute wollen sie ihr jeden Willen nehmen. Großmutter sitzt im besten Stuhl neben dem Sarg. Sie macht ein ganz glückseliges Gesicht, daß man sie endlich läßt. Daß man sie nicht wieder fortweist. Sie ist nur einmal aufgestanden und hat mit dem Schürzenzipfel die Klinke blankgerieben, die so viele Hände berührt haben. Dann hat sie sich wieder hingesetzt.

Als der übernächste Tag ist und sie Großvater hinweggetragen, dorthin, wo allen einmal aufgebettet wird, haben sie es untereinander ausgemacht: Großmutter bleibt zurück. Gegessen hat sie keinen Bissen, und man sieht, daß sie sich kaum auf den Füßen hält. Sie haben ihr den armen Kopf zurechtgesetzt. Ihr verzagter Blick streichelt alle diese Gesichter. Die dunklen, wie verstaubten Augen drücken sehnsüchtige Bitte aus, aber dann steht sie im schwarzen Fransentuch am Fenster und blickt dem schönen Zug nach. Weiße Schulmädchen, die großen Fahnen, Veteranen und Feuerwehr, Musik, Männer und Frauen in langer Doppelreihe — wie es sich schickt zum letzten Geleite.

Im ganzen Dorf ist alles auf den Beinen. Nur Großmutter blieb zu Hause. Die Tür ist gar nicht einmal versperrt — aber wenn sie schon ihr Wort gegeben hat? Die Kirchenglocken gehen jetzt wirklich . . . nicht wie dazumal im Traum. Ach, nur sie allein fehlt, nur sie darf ihm nicht die letzte Liebe tun. Sie allein von allen Menschen . . . . wenn Großvater das wüßte! Doch ist sie so sterbensmatt, daß sie nicht weit liefe, wenn man ihr auch gewähren wollte . . . Sie schleppt sich zum anderen Fenster, ob sie den Trauerzug noch sieht — aber zugleich wendet sie das Haupt und schaut zur Tür.

War die Tür offen oder zu? Im Ausschnitt steht er mit dem flotten Hütel, und seine Halsbinde weht, wo doch jetzt kein Wind ist . . . Und dieses Lächeln — bei Gott, hat sie ihn je so gesehen — so schön, so stolz, so besonders, als wäre er ein Großbauer, wo er doch nur ein armes Häutel gewesen ist! Was willst? Mich holen willst? Ei, freilich, ich hab's denen ja gesagt, daß ich dir das letzte Geleite geben muß. Ich komm schon, Großvater, oh, wie gern ich komm — zu dir!

Sie tut einen knappen Schritt und noch einen. Und keinen mehr. Ein kinderleises Schluchzen, dann ist sie schon bei ihm. Obwohl diese Tür zwischen hier und dort für das blinde Menschenauge verschlossen bleibt.

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jetzt schaute er sie groß an. „Ja“, sagte er dann. „Es ist das eine ganz dumme Geschichte: wir waren früher gute Kameraden, und was bedeuten dem Schwarztanner fünf Jahre? Er wird in zehn Jahren noch gerade so denken . . .! — — Das Mädchen hat mir leid getan . . . Ich habe ja schweigen müssen! Aber jetzt soll und muß sie alles erfahren!“

„Das lassen wir den Schulmeister machen: ich glaube, er kann das besser als du und ich . . .?“

Er nickte und verfiel wieder in ein tiefes Nachsinnen.

„Und jetzt?“ fragte sie.

„Jetzt? — Wir werden den ganzen Schwarztann gegen uns haben. Aber ich fürchte nichts, wenigstens das nicht . . .“ Er brach ab und schaute wieder finster vor sich nieder.

„Was hast du?“ fragte sie besorgt. „Du bist heut müd, Heinrich!“ Und liebkosend nahm sie seinen Kopf in ihre Hände und streichelte zart über seine wirren, zerrauften Haare, — und da entdeckte sie am Rand seines Gesichtes noch Spuren von Ruß, mit dem er sich geschwärzt hatte. Es war ihm doch nicht genügend Zeit geblieben, sich gründlich davon zu reinigen. — — „Was ist das?“ fragte sie ahnungsvoll und wischte mit dem Finger darüber

„Ruß.“

„Du hast . . .? Das machen ja die Schmuggler!“

„Dafür bin ich auch Schmugglerwege gegangen . . .“

„Heinrich!“

„Wenn man dich so erwischt hätte . . .?“ fragte sie dann.

„Ja, was hätte ich dann tun sollen? Hätte ich mich abführen lassen sollen wie ein Verbrecher?“ Er lachte wild und bitter auf, daß es ihr ganz Angst wurde.

„Du hättest zurückfliehen müssen . . .“

„Und wenn ich schon i. Garn gesteckt wäre? Wenn ich hätte nicht mehr auskönnen? Was dann? — Was hätte man in Schwarztann dazu gesagt, wenn ich, der Scheibenhofer, ein

Feier vom Freital, als Schmuggler, als Ausreißer vor Gericht gebracht worden wäre?"

„Furchtbar!" rief sie aus.

„Siehst du? So hab ich auch gedacht, und drum . . ."

„Und drum . .?"

„Nichts. — Jetzt bin ich wieder da, und ich hab nicht erwartet, daß inzwischen das Glück im Scheibenhof eingezogen ist! Glaub mir, das Glück ist hier nicht zu Hause, es ist hier etwas ganz Fremdes, Ungewohntes, und ich habe fast Angst, daß es sich nicht allzu lange in diesen düsteren Räumen halten kann!" Das sprach er so vor sich hin, und dann verfiel er wieder in sein düsteres Brüten, bis er plötzlich aufstand und mit schweren, müden Schritten durch die Stube wanderte. — Plötzlich blieb er vor ihr stehen. „Mag kommen, was will! Du bist bei mir und bleibst bei mir! Immer! — Solang ich Scheibenhofer sein muß, bist du Scheibenhoferin, und wenn sich der ganze Schwarztann auf den Kopf stellt! — Es ist allein unser Glück, um das es geht, und wir müssen darauf achten, daß es möglichst lange hält! — Und wenn der Weg frei ist, gehen wir wieder nach Chur zurück! Ich habe nicht minder Heimweh als du!"

So war Herta tatsächlich auf dem Scheibenhof geblieben. Am anderen Tag ließ sie durch den Knecht ihre Sachen von der Rabenfluh herüberholen und zog mit Heinrich in das Schlafgaden ein, das seit dem Tod des alten Scheibenhofers leergestanden hatte. Freilich war ihr alles fremd und ungewohnt, und es fiel ihr unendlich schwer, sich der neuen Lebensweise auch nur annähernd anzupassen. Und zudem zeigten ihr die beiden unguten Weiber offen ihre Abneigung: sie gingen ihr überall aus dem Weg, würdigten sie den ganzen Tag über keines Wortes und schickten ihr heimlich feindliche Blicke nach. Sie merkte, daß sie nur mit großer Mühe mit ihren Schmähungen zurückhalten konnten, und es graute ihr jetzt schon vor dem Tag, an dem soviel Haß und soviel Groll zum Durchbruch gelangen könnten . . . Und doch war sie glücklich: sie war wieder an der Seite des geliebten Mannes, durfte ihn trösten und betreuen. Am meisten schmerzte sie es, daß sie zusehen mußte, wie er selbst furchtbar unter diesen Verhältnissen litt. Deshalb kam nie eine Klage über ihren Mund, um ihn nicht noch mehr zu bedrücken. Sie verließ selten das Haus, und wenn es geschah, ging sie immer menschenleere Wege, aber nie ging sie zusammen mit Heinrich fort, um der Bevölkerung keinen Anlaß zu Schimpf und Ausfällen zu geben. Sie wußte nicht, wie man im Schwarztann über sie urteilte; sie hatte selbst noch nichts gehört, und Heinrich sagte nichts. Überhaupt kam er ihr so verändert, so schweigsam war, gerade so, als trüge er eine schwere Gewissenslast mit sich herum. Aber er sprach nicht, klagte nicht, sondern schloß alles in sich hinein. Und das tat ihr weher als alles andere . .

Heinrich war eigentlich mit dem festen Vorsatz heimgekehrt, sofort zum Schultheißen zu gehen und alles offen zu gestehen, alles: so wie es war, und wie es so kommen konnte. Er hatte gesehen, daß es anders keinen Frieden mehr für ihn gab. Als er aber im Schwarztann so unerwartet mit Herta zusammengetroffen war, wurde er gleich in seinem Entschlusse wankend und fing an zu zögern und zu sinnieren; er hätte ja mit einem Schlag das Glück wieder zerstören müssen, hätte der geliebten Frau einen neuen, noch viel, viel größeren Kummer bereitet. So ließ er sich lieber von der Stimme des Gewissens fried- und freudlos umeinandertreiben und verschob das Geständnis und seine Selbstanklage von einem Tag auf den anderen. Es wußte ja kein Mensch etwas von seiner Tat, und es lag also ganz allein bei ihm, das Ende des Glückes im Scheibenhof festzulegen . . .

Er horchte herum, forschte heimlich nach dem Grenzjäger, nur um vielleicht sein Gewissen von dem unerhörten Druck zu befreien, daß er einen Menschen getötet hatte, aber es gelang ihm nicht, irgend etwas zu erfahren. Der Grenzjäger war nicht da, und kein Mensch wußte, wo er war. Sollte er am Ende doch . . .? Bei diesem Gedanken stieg es heiß in ihm auf. Dann würde seine Leiche jetzt in irgendeiner Tiefe modern, in die Jahrzehnte lang, vielleicht überhaupt nie ein Mensch hinabkam. — — Aber das Gewissen! Wenn das Gewissen nicht wäre! — —

Als er am Morgen des zweiten Tages nach seiner Rückkunft das erstemal das Haus verließ, um auf den Wiesen und Feldern nach dem Rechten zu sehen, ahnte er wohl nicht, daß er von einem Fenster der Rabenfluh aus entdeckt und scharf beobachtet wurde: Seit einigen Tagen schon stand ständig ein Grenzjäger am Fenster der Amtsstube und ließ den Scheibenhof nicht mehr aus dem Auge, und so konnte kein Mensch von ihm ungesehen dort ein und aus gehen. Davon hatte natürlich niemand eine Ahnung, auch die übrigen Bewohner des Wirtshauses nicht; denn in aller Heimlichkeit wurde die Schlinge um den jungen Scheibenhofer gelegt, damit er nicht ein zweites Mal dem Arm des Gesetzes entschlüpfen sollte . . .

Kaum hatte der Grenzjäger den Mann, der eben das Haus verließ, erkannt, kam eine merkwürdige Bewegung in seine Gestalt, und mit zusammengekniffenen Augen verfolgte er den jungen Bauern solange, bis er in einer Mulde untertauchte.

Zwischen Konrad Immler und seiner Tochter Zenzl gab es ein großes Rätselraten, und wäre die Sonne an diesen Tagen um fünf Stunden später untergegangen, so hätte die Zeit doch nicht ausgereicht, um zu einem Schluß zu kommen: Warum war die Fremde von ihnen fort und in den Scheibenhof hinübergezogen? Hatten zwischen Heinrich und ihr einmal Beziehungen bestanden? Zenzl erinnerte sich, daß die Fremde großen Anteil an dem jungen Scheibenhofer genommen hatte, als sie von ihr erfahren hatte, daß er ein Künstler war. Vielleicht war sie ihm irgendwo draußen in der Welt schon begegnet . . .?

Und diese Fragen verbreiteten sich langsam über das ganze Tal. Schade, daß man die beiden Weiber so schwer zum Reden bringen konnte! Sie hätten vielleicht gewußt, was dahinterstak. Aber ihre Antwort war nur ein mürrisches Achselzucken, höchstens setzten sie noch dazu: „M'r wollen heut no nit drüber reden!"

So blieb nur noch der Schulmeister, der von den Dingen wußte. Zenzl war es aufgefallen, daß er, solang die Fremde in der Rabenfluh war und auch nachher noch, wieder jeden Abend bei ihnen einkehrte. Als er von der Umsiedlung der Fremden in den Scheibenhof hörte, hatte er ein ganz erschrockenes Gesicht gemacht und Zenzl ein paarmal so merkwürdig angesehen, daß sie, als er nach Hause ging, mit ihm noch vor die Türe trat, weil sie ahnte, daß er ihr noch etwas sagen wollte, was sonst niemand hören sollte.

Und so war es auch: Kaum hatte sie die Türe hinter sich zugezogen, trat er ganz nahe an sie heran: Es könne sein, daß in nächster Zeit ganz merkwürdige Dinge im Schwarztann erzählt würden, und deshalb müßte er ihr heut schon einiges sagen, damit sie nicht gleich den Kopf verliere, wenn sie von anderen dies und das zu hören bekäme. Er wüßte ja am besten, wie es um ihr Herz bestellt sei und wieviel der Scheibenhof-Heinrich ihr bedeute . . . Er könne ihr freilich nun nicht sagen, was die nächsten Tage und Wochen brächten, aber wenn es nun anders kommen sollte, als sie sich's ersehnt und erträumt habe, dann dürfe sie Heinrich keine Schuld geben. Denn er sei als junger Mensch in die Welt hinausgezogen, ohne sie zu kennen. Es sei bei ihm nicht anders als bei einem Vogel, den man aus dem Bauer nehme und in das Gezweige eines Baumes setze: zuerst würde der Vogel wohl dumm schauen, aber dann mache er es bald den anderen Vögeln nach. Und wenn man nun den gleichen Vogel nach Jahren wieder in den Bauer zurücksperren würde, so hätte er wohl kein Gefallen mehr an den Dingen, auch an denen nicht, die er früher geliebt hatte . . .

Mehr sagte er nicht. Für heute mußte es genügen.

Und es genügte auch: Zenzl schloß in dieser Nacht kein Auge; denn immer wieder mußte sie an die Worte des Schulmeisters denken. Sie fing an zu ahnen, was er damit sagen wollte, und diese Ahnung tat bitter, bitter weh . . .

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg